

Rüdiger Graf

Diskursanalyse und radikale Interpretation. Davidsonianische Überlegungen zu Grenzen und Transformationen historischer Diskurse

Einleitung

Seit ungefähr zwanzig Jahren erfreut sich der Diskursbegriff in der Geschichtswissenschaft wachsender Beliebtheit, und nahezu ebenso lange wird diese Inflation des Begriffs beklagt. Viele Einführungstexte zur Diskurstheorie und der Methode der Diskursgeschichte stellen offen die Frage, ob man den Begriff angesichts der vielfältigen Verwendungen und seiner notorischen Vagheit überhaupt noch benutzen sollte.¹ Das Lamento über die Uneindeutigkeit des Begriffs verblüfft insofern, als viele wissenschaftliche Begriffe, die eine große Inspiration darstellten, zumindest ebenso vage waren oder noch sind – man denke nur an »Dialektik«, »Modernisierung«, »Rationalisierung« oder »Kultur«.² Das Fehlen einer eindeutigen Definition scheint für die Karriere wissenschaftlicher Begriffe kein Handicap, sondern eher ein Startvorteil zu sein. Dennoch stellt sich für die konkrete historische Arbeit die Frage, warum man den Diskursbegriff verwenden und wie man ihn genau definieren soll.

Die Warum-Frage ist relativ schnell zu beantworten: In seiner allgemeinsten Bedeutung bezeichnet der Begriff eine bestimmte Ebene menschlicher Äußerungen, die von eng verwandten Begriffen wie Text, Debatte, Rhetorik und Sprache nicht oder nur unzureichend erfasst wird.³ In der Sprachwissenschaft, in der sich seit den 1970er Jahren die Subdisziplin der Diskursanalyse ausdifferenzierte, versteht man unter »Diskurs« grundsätzlich Strukturen des Sprachgebrauchs oberhalb der Ebene einzelner Sätze.⁴ Dass man es in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen mit unterschiedlichen Artikulationsformen und Kommunikationsstrukturen zu tun hat, ist nicht nur unmittelbar evident, sondern auch relevant für die historische Analyse. Zu ihrer Beschreibung bietet sich der Diskursbegriff an, weil er anders als Begriffe wie Mentalität, Ideologie oder Bewusstseinsform keine geistigen Entitäten

mit fragwürdigem ontologischen Status postuliert.⁵ Stattdessen fixiert er getreu den Prämissen des *linguistic turn* die Ebene der Sprache.⁶ Er bezieht sich also direkt auf das Material, durch das uns die Vergangenheit primär zugänglich ist: die Aufzeichnungen menschlicher Äußerungen aus vergangenen Zeiten.

Über die Rechtfertigung der Verwendung des Begriffs hinaus fällt es jedoch schwer, ihn präzise zu definieren und zur historischen Arbeit zu operationalisieren. Begriffsgeschichtlich changiert »Diskurs« zwischen alltagssprachlichen und wissenschaftlichen Verwendungen und kann nicht in instruktiver Weise auf eine Ursprungsbedeutung festgelegt werden.⁷ Die zahlreichen Einführungsartikel zur historischen Diskursanalyse unterscheiden zumeist zwei verschiedene Grundbedeutungen: Auf der einen Seite steht ein von den Akteuren ausgehendes, häufig auf die Analyse konkreter Kommunikationsprozesse abzielendes und vor allem im angloamerikanischen Sprachraum vorherrschendes Verständnis; auf der anderen Seite ein aus Frankreich stammendes, stärker die unpersönlichen Strukturen größerer Textkorpora fokussierendes Verständnis.⁸

Im Folgenden werde ich zunächst diese beiden Begriffsverständnisse und die aus ihnen resultierenden Forschungsprogramme skizzieren. Daran anschließend werde ich zu zeigen versuchen, dass eine mit Foucault oder einer (post-)strukturalistischen Sprachauffassung arbeitende Geschichtswissenschaft große Probleme hat, die Grenzen eines Diskurses zu bestimmen und seine Veränderung zu erklären. Beide Probleme resultieren letztlich aus einer Bedeutungstheorie, die Sprache als autonome Ebene zwischen Geist und Welt konzipiert und die Sprechenden zur Erklärung von Bedeutung weitgehend ausblendet. Daher schlage ich abschließend auf der Basis von Donald Davidsons Bedeutungs- und Interpretationstheorie vor, die Subjekte wieder stärker in die Diskursanalyse einzubeziehen. Denn eine solche Sprachauffassung eröffnet die Möglichkeit, in der empirischen Arbeit die Grenzen des Diskurses zu bestimmen, seine Veränderungen zu erklären und seine Beziehungen zum Kontext zu untersuchen.

Akteursbasierte Diskurstheorien:

Jürgen Habermas und die *Cambridge School*

In der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft wurden bisher vor allem die akteursbasierten Diskurstheorien von Jürgen Habermas und der *Cambridge School* wahrgenommen. Dabei wird der Habermas'sche Diskursbegriff zumeist grundsätzlich abgelehnt, weil seine Theorie nicht zur konkreten historischen Analyse geeignet sei.⁹ Denn Habermas verstehe unter Diskurs »das rationale, herrschaftsfreie Gespräch zwischen aufgeklärten und gleichberechtigten Subjekten, bei dem allein die besseren

Argumente entscheiden und einen Konsens herbeiführen.«¹⁰ Es gehe Habermas, so erklärt zum Beispiel Peter Schöttler, ausschließlich um eine regulative Idee und eine Ethik des Diskurses. Sein Diskursbegriff sei »philosophisch«, »ein Ideal, dem man zwar konkret nacheifern kann, das aber keine empirischen Forschungen« ermögliche, und zudem die Hoffnung auf »Einmütigkeit und ethische Regulierung« impliziere.¹¹

Bei der Lektüre der Schriften, in denen Habermas den Diskursbegriff einführt, ergibt sich jedoch ein anderes Bild. So entwirft Habermas in seinem Aufsatz *Wahrheitstheorien* zunächst eine Opposition zwischen »Handeln« und »Diskurs«. Unter »Handeln« versteht Habermas den Kommunikationsbereich, »in dem wir die in Äußerungen (auch in Behauptungen) implizierten Geltungsansprüche stillschweigend voraussetzen und anerkennen, um Informationen (das heißt handlungsbezogene Erfahrungen) auszutauschen.«¹² »Diskurs« bezeichnet demgegenüber »die durch Argumentation gekennzeichnete Form der Kommunikation, in der problematisch gewordene Geltungsansprüche zum Thema gemacht und auf ihre Berechtigung hin untersucht werden.«¹³ Diskurse unterscheiden sich also von anderen Sprechsituationen dadurch, dass sich die an ihnen beteiligten Sprecherinnen und Sprecher nicht in unmittelbaren Handlungs- und Erfahrungszusammenhängen befinden. Sie tauschen keine Informationen, sondern Argumente aus. Darüber hinaus sind in Diskursen die vier Geltungsansprüche sprachlicher Äußerungen (Verständlichkeit, Wahrheit des propositionalen und Richtigkeit des performativen Bestandteils sowie Wahrhaftigkeit der geäußerten Intention) nicht implizit vorausgesetzt, sondern werden auf ihre Gültigkeit hin überprüft.¹⁴ Die Unterscheidung von Handeln und Diskurs bezeichnet hier also zunächst eine formale Differenz zwischen zwei verschiedenen Arten des Redens. Demzufolge ist der »Diskurs« schon in der Theoriebildung bei Habermas mehr als eine »philosophische Bezeichnung für einen möglichst herrschaftsfreien, rationalen Dialog zwischen aufgeklärten Subjekten.«¹⁵

In der *Theorie des kommunikativen Handelns* reserviert Habermas den Begriff zwar für die Kommunikationsform, die »die Teilnehmer konzeptuell zu der Unterstellung nötigt, dass grundsätzlich ein rational motiviertes Einverständnis erzielt werden könnte«,¹⁶ um dann die Grundlinien einer Diskursethik zu formulieren. Das bedeutet jedoch nicht, dass man den Diskursbegriff nicht mehr zur formalen Bezeichnung der Gesprächsform verwenden darf, die sich vom »kommunikativem Handeln« unterscheidet. Wenn überhaupt müsste man hier grundsätzlich gegen die Trennung von Handeln und Diskurs argumentieren, was aber zumindest von Seiten der Geschichtswissenschaft noch nicht geschehen ist. Stattdessen wird oft postuliert, aufgrund der Idealisierung der Sprechsituation in Habermas' Diskurstheorie sei diese nicht zur historischen Analyse geeignet. Denn eine Situation, in der alle Beteiligten gleichberechtigt, aller äußeren Zwänge und Motive entledigt und nur noch dem zwanglosen Zwang des besseren Arguments verpflichtet seien, liege historisch

nie vor.¹⁷ Dieses Argument gegen Habermas basiert jedoch auf einer Verwechslung von Theorie und Beschreibung. Selbstverständlich stellen die Habermas'schen Überlegungen zur Diskursethik keine Beschreibungen empirischer Sprechsituationen dar, aber dass eine Theorie die Welt nicht abbildet, sagt noch nichts über ihren Wert als Theorie. Schließlich dient eine Theorie – genauso wie Max Webers Idealtypus – zwar der begrifflich präzisen Erfassung des Wirklichen, aber sie ist keine Darstellung der Realität.¹⁸ Warum sollte man also nicht im Sinne Webers einen entnormativierten Idealtypus »Diskurs« zum Maßstab machen und an diesem dann historisch vorfindbare Sprechsituationen messen?¹⁹ Dazu böte Habermas gerade mit der Aneignung der Toulminschen Argumentationstheorie ein Instrumentarium, das präziser als viele andere Diskurstheorien wäre.²⁰ So könnte man zunächst die Differenz der realen Sprechsituation zum Idealtypus beschreiben und dann versuchen, die Abweichungen auf Faktoren zurückzuführen, die die Beteiligten beeinflussten und die Existenz der idealen Sprechsituation verhinderten. Ein solches Verfahren wäre zweifelsohne sehr aufwendig, aber es sollte nicht verworfen werden, bevor seine Tragfähigkeit empirisch überprüft wurde.

Im Vergleich zu Habermas erfuhren die ebenfalls aktorsbasierten Diskurstheorien der so genannten *Cambridge School* eine positive Resonanz in der deutschen Geschichtswissenschaft. Seit dem Ende der 1960er Jahre bemühen sich Quentin Skinner und John Pocock um eine sprachphilosophisch begründete Erneuerung der Geistesgeschichte.²¹ Sie grenzen sich kritisch von der klassischen angloamerikanischen *intellectual history* ab, die sich als Fortsetzung des Gesprächs großer Denker über letztlich ahistorische Ideen versteht. Stattdessen fordern Skinner und Pocock genaue historische Analysen, in denen die Bedeutungen der sprachlichen Äußerungen bestimmter Autoren in ihren jeweiligen diskursiven Kontexten rekonstruiert werden sollen. Dabei gehen sie zwar verschiedene Wege, messen aber beide den Textproduzenten eine wichtige Rolle für die Bedeutung und damit auch die Interpretation ihrer Aussagen zu.²²

Skinner's Überlegungen zur Textinterpretation basieren auf der Sprechakttheorie von John Austin und John Searle, in der sprachliche Äußerungen wesentlich als Handlungen begriffen werden.²³ Der entscheidende Gedanke dieser Bedeutungstheorie besteht darin, dass sich die Bedeutung einer Äußerung nicht nur aus der wörtlichen Bedeutung der in ihr verwandten Zeichen ergibt, sondern auch von ihrer illokutionären Rolle in der jeweiligen Sprechsituation abhängt. Diese illokutionäre Rolle ergibt sich aus der Intention des Sprechers, das heißt aus dem, was er mit der Äußerung machen will.²⁴ Übertragen auf die Ideengeschichte versteht Skinner auch die Texte der klassischen Autoren als Sprechakte, die in konkreten Situationen geäußert wurden, so dass die Intentionen der Autoren den zentralen Bezugspunkt im Interpretationsprozess bilden.²⁵ Während Skinner's Vorschläge zur Methode einer – von ihm

nicht so genannten, aber häufig als solche aufgefassten – Diskursanalyse eindeutig von Akteuren ausgehen, scheint Pocock zunächst davon abzuweichen. Auch er will zwar die Bedeutung klassischer Texte durch eine Analyse ihres historischen Äußerungskontextes erhellen, fordert dazu aber zunächst eine Untersuchung der Sprachen, das heißt der Sprachspiele oder Diskurse, in denen sie formuliert wurden. »Language« oder »discourse« definiert er dabei wie folgt: »a complex structure comprising a vocabulary; a grammar; a rhetoric; and a set of usages, assumptions, and implications existing together in time and employable by a semi-specific community of language users for purposes political, interested in and extending sometimes as far as the articulation of a world-view or ideology.«²⁶ Diese Sprachen bilden die Ressourcen, die darüber entscheiden, was in einer bestimmten Situation gesagt werden kann. Daher müssen sie in der historischen Arbeit zuerst rekonstruiert werden. In einem zweiten Schritt will Pocock dann jedoch von der Ebene der *langue* zur *parole* gelangen und konkrete Sprechsituationen untersuchen. Dort können sich die Sprechenden der verschiedenen Sprachen bedienen und sie willentlich oder unabsichtlich verändern.²⁷

Akteursbasierte Diskurstheorien stellen zwar ein flexibles Instrumentarium zur Interpretation historischer Text- und Redezusammenhänge bereit, aber ihre sprachphilosophischen Grundlagen lassen viele Fragen offen und wurden daher oft kritisiert. So kann man bezweifeln, ob die zur Analyse verbaler Kommunikation entwickelte Sprechakttheorie überhaupt zur Textinterpretation geeignet ist.²⁸ Auch Pockocks traditioneller Sprachbegriff mag gute Dienste zur Analyse politischer Kommunikationsverhältnisse leisten, liefert aber kein allgemeines Verständnis sprachlicher Kommunikation, wie man am Beispiel von Versprechern und bewusst nicht lexikalischer Wortverwendung zeigen kann.²⁹ Schließlich erscheinen die Sprechenden in aktorsbasierten Theorien oftmals als zu frei und autonom in ihren sprachlichen Artikulationsmöglichkeiten. Damit gerate, so betonen vor allem Autoren in der Tradition Michel Foucaults, die prägende und einschränkende Kraft bestimmter Sprachstrukturen aus dem Blick.

Zwei Probleme von Foucaults Diskursanalyse

In der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft wurden die Überlegungen der *Cambridge School* nur selten forschungspraktisch umgesetzt. Das mag unter anderem daran liegen, dass geistesgeschichtlich interessierte Historikerinnen und Historiker hier oft im Rahmen von Reinhart Kosellecks Begriffsgeschichte tätig sind, die explizit keine Diskursgeschichte sein will.³⁰ Wesentlich intensiver und bereitwilliger wurde demgegenüber Michel Foucaults Diskursanalyse aufgenommen. Foucault gehört inzwischen zu den Standardtheoretikern, die in den Einleitungen historischer

Dissertationen zitiert werden, und gerade die Einführungstexte zur Diskursanalyse empfehlen das Studium seiner paradigmatischen Werke.³¹ Wie Foucaults Diskurstheorie genau angewendet werden soll, ist jedoch häufig unklar. Denn jenseits der unkontroversen Feststellung, dass Foucault den Diskurs nicht von den Akteuren, sondern vielmehr von den unpersönlichen, sprachlichen Strukturen her begreift, bleibt der Begriff schillernd und vieldeutig.³² Im Folgenden sollen nicht alle Facetten der Diskurstheorie Foucaults nachgezeichnet, sondern nur die Grundlinien herausgearbeitet werden, die in der Geschichtswissenschaft aufgenommen wurden.

In der *Archäologie des Wissens*, in der Foucault nachträglich das wissenschaftliche Programm darstellt, das seinen Studien zur Entwicklung der modernen Disziplinarsysteme (*Die Geburt der Klinik, Wahnsinn und Gesellschaft*) zugrunde liegt, grenzt er sich deutlich von der klassischen Geistesgeschichte ab. Diese Abkehr ist insofern radikal, als er alle traditionellen Einteilungen des Faches nach Begriffen wie »Autor«, »Buch«, »Werk«, »Wissenschaft« oder »Literatur« verwirft.³³ Dadurch sieht er ein neues Forschungsgebiet »befreit«, das »durch die Gesamtheit aller effektiven Aussagen (énonces) (ob sie gesprochen oder geschrieben worden sind, spielt dabei keine Rolle) in ihrer Dispersion von Ereignissen und in der Eindringlichkeit, die jedem eignet, konstituiert« werde.³⁴ Im Unterschied zur Sprachanalyse, die sich mit dem Regelsystem zur Generierung einer potenziell unendlichen Zahl möglicher Aussagen beschäftigt, geht es Foucault um die Untersuchung der endlichen Zahl wirklicher Aussagen beziehungsweise um die Frage: »Wie kommt es, dass eine bestimmte Aussage erschienen ist und keine andere an ihrer Stelle?«³⁵ Da die alten Strukturprinzipien der Geistesgeschichte in Frage stehen, muss zur Beantwortung zunächst der Diskurs selbst in den Blick genommen werden. In einer positiven Analyse soll seine Struktur, die Streuung beziehungsweise Anordnung der ihn konstituierenden Aussagen, ermittelt werden. Eine diskursive Formation liege immer dort vor, »wo man in einer bestimmten Zahl von Aussagen ein ähnliches System der Streuung beschreiben könnte, in dem Fall, in dem man bei den Objekten, den Typen der Äußerung, den Begriffen, den thematischen Entscheidungen eine Regelmäßigkeit (eine Ordnung, Korrelation, Positionen, Abläufe, Transformationen) definieren«³⁶ könnte. In der *Ordnung des Diskurses* verschiebt Foucault den Fokus der Diskursanalyse insofern, als es ihm nicht mehr nur um die positive Beschreibung einer bestimmten historischen Struktur der Aussagendispersion geht. Im Mittelpunkt der Betrachtung stehen jetzt die Prozeduren und Machtmechanismen, welche die Produktion des Diskurses kontrollieren, selektieren, organisieren und kanalisieren.³⁷

Neben diesen methodischen Überlegungen zum Verfahren der Diskursanalyse finden sich bei Foucault viele aphoristisch verkürzte Formulierungen über das Wesen des Diskurses, die oft schwer verständlich und nur teilweise mit dem bisher Gesagten in Einklang zu bringen sind.³⁸ Diese Spielarten der Begriffsverwendung bleiben

hier jedoch ausgeblendet. Zum einen sind sie für die Rezeption in der Geschichtswissenschaft nicht entscheidend, und zum anderen lassen sich die beiden zentralen Probleme von Foucaults Diskurstheorie aus dem bisher Gesagten entwickeln. Da ist zunächst der schon oft vorgebrachte Einwand gegen Foucault: Eine Analyse unpersönlicher Diskursstrukturen, die zunächst synchron verfährt und diskursive Formationen zu bestimmten Zeitpunkten zu rekonstruieren sucht, kann Veränderungen des Diskurses nur schwer beschreiben. Denn wenn es keine Subjekte gibt, die den Diskurs erzeugen und tragen, sondern die Äußerungen der Diskursteilnehmer letztlich nur Instantiierungen abstrakter Diskursstrukturen sind, bleibt im Dunkeln, warum und auf welche Weise diskursive Veränderungen stattfinden.³⁹ Dieses Problem wird umso virulenter, je größer die Prägekraft der unpersönlichen Diskurse veranschlagt wird, das heißt je eindeutiger diese bestimmen, was zu einem gegebenen Zeitpunkt überhaupt gesagt werden kann.⁴⁰ Aus diesem Grund kritisieren auch die Vertreter der *Cambridge School* die Determinierung der Akteure durch unpersönliche Strukturen: »We all (...) share a common stock of beliefs and express them in a set of common languages (...). But if we are prepared to agree that those cultures do change over time, then we must also be prepared to acknowledge that the freedom of operation even the most unreflective of us is able to exercise within them must be really very great indeed.«⁴¹

Nun geht es Foucault mit der von Roland Barthes übernommenen Rede vom »Tod des Autors« nicht darum, die Beteiligung von Subjekten am Diskurs insgesamt zu leugnen. Was er verwirft, ist die Idee eines absoluten und freien Autors, der sich einer transparenten Sprache zur Beschreibung einer externen Wirklichkeit bedient und den zentralen Bezugspunkt der Textanalyse darstellt.⁴² Stattdessen soll die Diskursanalyse zeigen, wie der Autor als Funktionsprinzip der Textanalyse überhaupt erst entstehen kann.⁴³ Für die Beziehung von Diskursen und Subjekten ergibt sich daher: »Discourse is not a place into which subjectivity interrupts; it is a space of differentiated subject-positions and subject-functions.«⁴⁴ Daher kann die Erklärung diskursiver Veränderungen bei Foucault nicht durch den Rekurs auf die Subjekte und ihre Gestaltungskraft erfolgen. Grundsätzlich geht es Foucault auch nicht um die Analyse des diskursiven Wandels: Er kritisiert vielmehr gerade die Annahme von Entwicklungsprozessen, in denen kausale Beziehungen herrschen. Stattdessen plädiert er für eine Analyse der Diskontinuitäten innerhalb der verschiedenen Diskurse und ihrer wechselseitigen Interferenzen. Durch eine Untersuchung der intra-, inter- und extradiskursiven Relationen dieser Diskontinuitäten könne man sich den historischen Diskurstransformationen nähern, ohne ein bestimmtes Evolutionskonzept vorzusetzen.⁴⁵ Dieses Verfahren trägt zwar dem Einwand der Statik Rechnung, ist aber schon in der theoretischen Darstellung so kompliziert, dass es sich kaum zur historischen Analyse operationalisieren lässt. Wenn sich das Forschungs-

interesse also nicht auf stabile diskursive Formationen, sondern auf die Veränderung der Diskurse richtet, stellt sich zumindest die Frage, ob man die Akteure nicht doch besser wieder in die Theorie einführt.

Das zweite entscheidende Problem besteht in der Bestimmung der Grenzen des Diskurses. Es ist das Zentralproblem jeder Diskursanalyse und vielleicht auf einer allgemeineren Ebene jeder historischen Untersuchung überhaupt: Welche Äußerungen und Texte gehören zum Diskurs und welche nicht? Wo verläuft die Grenze zwischen Text und Kontext? Bei Foucault stellt sich dieses Problem allerdings besonders radikal, weil er alle klassischen Einteilungen der Geistesgeschichte als Ordnungsprinzipien verwirft. Schließlich sollte die Einheit des Diskurses weder durch ein gemeinsames Referenzobjekt, noch durch einen gemeinsamen Stil der Argumentation, noch durch konstante Begriffe oder ein gemeinsames Thema konstituiert werden, sondern nur durch die Regularität der Verteilung der Aussagen im Raum. Die Konsequenz dieses Vorgehens formuliert Ernesto Laclau: »If regularity in dispersion is the only principle of unity of discursive formation, what remains open is the question of the frontiers between discursive formations.«⁴⁶ Noch radikaler gefragt: Wie kann es überhaupt verschiedene Diskurse geben, wenn man für die einzelne Aussage nicht festlegen kann, ob sie zum Diskurs gehört oder nicht? Foucaults genealogische Untersuchung der Hervorbringung der Diskurse in bestimmten Ausschließungsprozeduren beziehungsweise ihrer gesellschaftlichen, politischen und institutionellen Verankerung in Machtprozessen ist partiell eine Antwort auf dieses Problem der Grenzbestimmung.⁴⁷ Aber selbst wenn man von den Schwierigkeiten des Foucaultschen Machtbegriffs absieht, löst diese Veränderung das Problem nicht.⁴⁸ Denn die Faktoren, die den Diskurs konstituieren, sind nur über den Diskurs zugänglich. Man steht also wieder am Anfang und muss entscheiden, welche Aussagen zum Diskurs gehören und welche nicht.

Operationalisierungen der Diskursanalyse in der Geschichtswissenschaft

Bei der forschungspraktischen Umsetzung von Foucaults Diskursanalyse in der Geschichtswissenschaft sind beide Probleme zumindest erkannt worden. Im deutschen Kontext ist es inzwischen nahezu ein Gemeinplatz, man müsse den anglo-amerikanischen, akteursbasierten und den französischen, von den unpersönlichen Sprachstrukturen ausgehenden Diskursbegriff verbinden.⁴⁹ Jenseits programmatischer Bekenntnisse bleibt jedoch zumeist unklar, wie die Verbindung genau erfolgen soll. Das Problem, die Grenzen eines historischen Diskurses zu bestimmen, wurde in der Geschichtswissenschaft weniger intensiv reflektiert. Die meisten Arbeiten umgehen es, indem sie externe Faktoren zur Grenzbestimmung des Diskurses

heranziehen. Da Foucault selbst in seinen empirischen Studien oft von bestimmten Wissenschaftsdisziplinen auszugehen scheint, verwenden auch viele Historiker den Begriff synonym mit Disziplin oder institutionalisiertem Wissensfeld.⁵⁰ Ansonsten entledigen sie sich der Schwierigkeit der Grenzziehung, indem sie Diskurse untersuchen, die entweder von einer sozial beschreibbaren Gruppe von Personen oder in bestimmten Institutionen beziehungsweise Publikationsorganen geführt wurden.

Die komplexeste und elaborierteste Antwort auf beide Probleme entwickelt Philipp Sarasin im Rahmen seiner Untersuchung der Geschichte des Körpers.⁵¹ Sarasin wendet sich gegen die Subjektfixierung der so genannten »neuen Kulturgeschichte« und lehnt seine eigene Diskursanalyse konsequenterweise an die Überlegungen Foucaults an.⁵² Wie dieser will er die Bedingungen des Erscheinens beziehungsweise der Produktion von Sinn untersuchen und dabei der Materialität der Diskurse besondere Aufmerksamkeit widmen. Bei der Untersuchung von Diskursen, »von Redezusammenhängen mit Aussage- und Wahrheitsregeln, die historisch situiert sind«, sollen vor allem die »Orte des Aussagens«, die »Einschreibungen« und Wiederholungen bestimmter Aussagen, die Grenzen und Interdiskurse sowie die Zusammenfassung dieser Einheiten im Archiv untersucht werden.⁵³ Über diese Analyse der unpersönlichen Ordnung des Diskurses geht Sarasin jedoch hinaus: In den weiteren Stufen der Untersuchung sollen zunächst die konkreten Rede- und Handlungssituationen rekonstruiert werden, in denen konkurrierende Diskurse erscheinen können, um dann zur Untersuchung individuellen Redens und einzelner Texte fortzuschreiten.⁵⁴ Dabei argumentiert er mit Jacques Lacan gegen die Subjektlosigkeit der Foucaultschen Diskurse: »Das Symbolische, die Sprache, die Diskurse sind dem Individuum zwar vorgängig; in sie ›schreibt es sich ein‹, in ihren Strukturen organisiert es sich erst seine Wahrnehmung und seine Erfahrung. Aber das Subjekt verschwindet nicht in diesen Strukturen.«⁵⁵ Denn es gebe, so Sarasin weiter, eine Vielzahl von Diskursen mit vielen verschiedenen individuellen Subjektpositionen. Damit rehabilitiert er also keineswegs die Idee des autonom handelnden und sich die Welt aneignenden Subjekts, sondern vertritt vielmehr eine »Theorie des dezentrierten Subjekts«.⁵⁶ Diese verschiebt das Problem jedoch lediglich. Denn schließlich kann man weiter fragen, ob sich am Ort des Subjektes lediglich verschiedene Diskurse miteinander streiten, oder ob es irgendwo eine Instanz gibt, die zwischen den Diskursen wählen kann.⁵⁷

Bei der Bestimmung der Diskursgrenzen folgt Sarasin der thematischen Eingrenzung der Zeitgenossen und legt den Fokus seiner empirischen Arbeit auf einen (populär-) wissenschaftlichen Diskurs.⁵⁸ In seiner Geschichte des Körpers analysiert er die selbständigen Publikationen, die zwischen 1840 und 1921 im *Catalogue Général de la Librairie Française* unter dem Schlagwort »Hygiene« und dessen Unterschlagworten verzeichnet waren. Diese Texte stellten seiner Ansicht nach »so etwas wie den ›Kern‹ der gesamten Textproduktion zur Hygiene dar«.⁵⁹ Das so gewonnene

Sample wissenschaftlicher und populärwissenschaftlicher Schriften beschreibt Sarasin dann in seiner materialen Gestalt: Er untersucht die Konjunkturen der Publikationen, interne Gliederungsprinzipien, Verleger und Autoren, Leserinnen und Leser, Paratexte und Protokolle der Lektüre. Auf diese Weise kommt er zu genau differenzierbaren Aussagen über die diachrone Entwicklung des Hygienesdiskurses, die Berufsstruktur der Protagonisten und die Sozialstruktur der Rezipienten.

Diese analytische Strenge birgt jedoch Probleme. Wie Sarasin erklärt, untersucht er weder graue Literatur noch Artikel in Zeitungen und Zeitschriften, die womöglich andere Leser erreicht hätten als die selbständigen Publikationen.⁶⁰ Darüber hinaus könnte der Hygienesdiskurs wesentlich von Texten geprägt worden sein, die nicht unter dem Schlagwort »Hygiene« verzeichnet wurden, weil sie vornehmlich von anderen Dingen handelten oder einem anderen – zum Beispiel literarischen – Textgenre angehörten. Die möglichen Interferenzen zwischen verschiedenen Diskursen beziehungsweise den Ausprägungen eines Diskurses in verschiedenen Textsorten und Kontexten – ganz zu schweigen von seinen mündlichen Ausprägungen – werden also partiell ausgeblendet zugunsten einer Analyse, die eine geschlossene Diskursformation mit klaren Grenzen suggeriert. Sarasin meint zwar, eine »eindeutige Abgrenzung eines Diskurses (sei) weder möglich noch wünschenswert«,⁶¹ aber dennoch rückt er gerade nicht den diffusen Charakter und die unscharfen Grenzen des Diskurses in den Fokus der Untersuchung. Stattdessen entscheidet er sich für die strenge Beschreibung eines Textsamples, das dem heterogenen und vielgestaltigen Diskurs mehr oder weniger willkürlich klare Grenzen setzt.

Sarasin entwickelt also die vielleicht elaborierteste Theorie der historischen Diskursanalyse und untersucht methodisch stringent den wissenschaftlichen und populären Diskurs über den menschlichen Körper, der unter dem Stichwort »Hygiene« geführt wurde. Damit kommt er zwar zu überzeugenden Ergebnissen, löst aber letztlich nicht die beiden zentralen Probleme, die sich aus dem Foucaultschen Diskursbegriff ergeben: Wie erklärt man diskursive Transformationen, und welche Rolle spielen Individuen darin? Wie bestimmt man die Grenzen des Diskurses beziehungsweise die Linie, die zum Diskurs gehörige Aussagen und Texte von ihren Kontexten trennt?

Radikale Interpretation und historische Diskurse

Will man diese Fragen beantworten, stößt man im Rahmen des (post-)strukturalistischen Paradigmas der Sprachphilosophie auf schwerwiegende Probleme. Im Folgenden werde ich daher dafür plädieren, den Akteuren in der historischen Diskursanalyse wieder größere Bedeutung beizumessen.⁶² Um die Probleme der oben

skizzierten akteur-basierten Theorien zu vermeiden, gehe ich dabei von Donald Davidsons Bedeutungs- und Interpretationstheorie aus. Im Anschluss an Davidson verstehe ich diskursive Formationen als Ensembles von Annahmen, die Akteure beim Erlernen einer Sprache erwerben und nicht als autonome, durch Regeln strukturierte Sprachsysteme, die sich den Sprechenden aufzwingen. Die Grenzen eines Diskurses werden durch zentrale Grundannahmen definiert und nicht mehr durch externe Kriterien. Über die Sprechenden, die weder als Schnittstellen von Diskursen noch als vollkommen freie, die Welt aus sich selbst heraus setzende Subjekte gedacht werden, kann dann auch das Verhältnis von Text und Kontext bestimmt werden.

Im Unterschied zu den an Foucault oder andere Formen des französischen Strukturalismus anschließenden Autoren, die sich mit den Bedingungen des Auftauchens von Sinn beschäftigen, behandelt der *mainstream* der sprachanalytischen Philosophie Fragen der Bedeutungstheorie mit den Begriffen Kommunikation, Interpretation oder Übersetzung. Diese kommunikations- oder interpretationstheoretische Wende der Bedeutungstheorie geht letztlich auf den späten Wittgenstein zurück und wurde unter anderem von Willard van Orman Quine und Donald Davidson weiterentwickelt.⁶³ Quine und Davidson richten sich gegen den »Mythos«, Bedeutungen seien als selbständige Entitäten auf einer Ebene zwischen Denken und Welt angesiedelt und bildeten so ein mehr oder weniger transparentes Medium zwischen den beiden.⁶⁴ Im Unterschied zu den strukturalistischen oder poststrukturalistischen Nachfolgern Ferdinand de Saussures beginnt ihre Untersuchung von Bedeutung daher nicht mit der Annahme einer sprachlichen Ebene, in der die Bedeutungen der Zeichen fixiert oder eben nicht fixiert werden. Getreu Quines Motto »language is a social art« bilden vielmehr konkrete Kommunikationssituationen den Ausgangspunkt ihrer Bedeutungstheorie ohne Bedeutungen.⁶⁵ Die Annäherung an die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke erfolgt über die Bedingungen, unter denen zwei Sätze bedeutungsgleich sind beziehungsweise Sprechende und Interpretierende einander verstehen.⁶⁶

Das Beispiel, an dem Quine und Davidson ihre Überlegungen entwickeln, ist das eines Linguisten, der ein Übersetzungsmanual für die vollkommen fremde Sprache eines Eingeborenenstammes entwickeln will. Der beste und wahrscheinlich einzige Weg, einen Einstieg in das Bedeutungsuniversum der Eingeborenen zu bekommen, sind in diesem Fall Beobachtungssätze, die in Abhängigkeit von offensichtlichen Faktoren in der Umwelt wahr oder falsch sind. Nimmt man an, der Eingeborene und der Interpret sehen in die gleiche Richtung und der Eingeborene sagt »Gavagai«, als dort plötzlich ein Hase auftaucht, so wird der Feldlinguist »Hase« als vorläufige Übersetzung für Gavagai in sein Übersetzungsbuch eintragen.⁶⁷ Wenn der Feldlinguist oder allgemeiner der Interpret die Sprache seines Gegenüber erlernen will, hat er keine andere Wahl, als das so genannte *principle of charity* anzuwenden:

Um in den Zirkel von Meinung und Bedeutung einzudringen, muss er annehmen, dass der andere über ein im Wesentlichen widerspruchsfreies Set wahrer Meinungen verfügt.⁶⁸ Denn wenn der Feldlinguist nicht unterstellte, dass der Eingeborene einen wahren Satz spricht, hätte er keinen Anhaltspunkt, was er in sein Buch als Übersetzung eintragen soll. Und wenn er nicht annähme, dass das Denken des Anderen basalen logischen Prinzipien gehorcht, gäbe es keinen Weg, um von einer einzelnen Äußerung zur Verwendung der Wörter in anderen Situationen zu gelangen: »If we cannot find a way to interpret the utterances and other behavior of a creature as revealing a set of beliefs largely consistent and true by our own standards, we have no reason to count that creature as rational, as having beliefs, or as saying anything.«⁶⁹

Um diese Bedeutungstheorie ranken sich viele Debatten, die sich zum einen auf den Wahrheitsbegriff und zum anderen auf die *indeterminacy of translation* und die *inscrutability of reference* beziehen. Denn schließlich sind logisch viele verschiedene Übersetzungsmanuale möglich, die sich mit den kargen empirischen Belegen vertragen.⁷⁰ Diese Kontroversen müssen hier leider ausgeblendet bleiben. Unmittelbar relevant für die Verankerung der sprachlichen Bedeutung in der Welt ist lediglich die Debatte über den Ort des bedeutungstiftenden Stimulus. Quine und Davidson gehen beide davon aus, dass Bedeutung über das öffentliche Verhalten von Sprechenden zu erschließen ist, aber sie sind unterschiedlicher Meinung, wo genau in der Kausalkette vom Ding in der Welt über die Reizung der Sinnesorgane bis zur neuronalen Verarbeitung im Gehirn der für die Bedeutung der Aussagen entscheidende Stimulus lokalisiert werden muss. Während Quine sich für die Nervenendungen der Sinnesorgane entscheidet, lehnt Davidson dieses »dritte Dogma des Empirismus« ab. Er argumentiert, dass die bedeutungstiftenden Belege geteilt sein müssen und lokalisiert daher den Stimulus in der Welt: »The events and objects that determine the meaning of observation sentences and yield a theory of evidence are the very events and objects that the sentences are naturally and correctly interpreted as being about.«⁷¹ Damit es überhaupt zu Kommunikation beziehungsweise zum bedeutungsvollen Gebrauch von Wörtern kommen kann, muss also eine Dreiecksbeziehung zwischen Sprecher, Interpret und Welt vorliegen, die Davidson Triangulation nennt.⁷²

Aufgrund der Radikalität der vorgestellten Interpretationssituation ist das Szenario leicht auf den Spracherwerb insgesamt zu übertragen.⁷³ Unabdingbar für den Prozess des Erlernens einer Sprache ist die Existenz einer zweiten sprachfähigen Person und einer gemeinsamen Welt, auf die sich beide beziehen.⁷⁴ In diesen Triangulationssituationen sind Epistemologie und Semantik nicht zu trennen. Gleichzeitig mit dem Erlernen der Wortbedeutungen erwerben das Kind oder der Interpret Meinungen und Wissen. Dabei handelt es sich um Wissen über die Welt, über

die Meinungen anderer Menschen und über die eigenen mentalen Zustände. Keine der Wissensarten ist unabhängig von den anderen und könnte allein bestehen. Sie formen sozusagen ein dreibeiniges Stativ, das im Spracherwerb gleichzeitig aufgebaut wird, weil Bedeutungen von Ausdrücken nicht erlernt werden können, ohne zugleich Meinungen über die Welt und über die Meinungen anderer Menschen zu erwerben. Alle drei Wissensarten bedürfen genauso wie der bedeutungsvolle Gebrauch von Sprache der Unterscheidung von wahr und falsch, und auch diese kann nur in der Triangulation erlernt werden.⁷⁵ Eine Meinung kommt jedoch nicht allein, sondern sie existiert aufgrund des semantischen Holismus immer in einem größeren Netz von Meinungen.⁷⁶ Wenn wir einer Person eine Meinung zusprechen, gehen wir davon aus, dass sie noch über viele andere Meinungen verfügt, die zu dieser einen Auffassung in inferentiellen Beziehungen stehen. Denn aus der Theorie der radikalen Interpretation ergibt sich, dass jede wahre oder falsche Meinung zu ihrer Identifizierung einen Hintergrund wahrer Meinungen benötigt.⁷⁷ Selbst wenn wir bei unserem Gegenüber eine falsche Meinung identifizieren und uns darum bemühen, diese genauer zu verstehen, vergrößern wir noch die Menge der geteilten Überzeugungen.⁷⁸

Was folgt nun aus diesen allgemeinen Überlegungen zu einer interpretationsbasierten Bedeutungstheorie für die historische Diskursanalyse und deren oben dargestellte Probleme? Wichtig ist in diesem Zusammenhang zunächst der Grundgedanke, dass wir uns beim Spracherwerb kein autonomes und vorher bestehendes Set von Regeln aneignen, sondern vielmehr bestimmte Annahmen über die Welt erwerben. Weil Meinungen in logischen Beziehungen zueinander stehen, bilden viele von ihnen einen Hintergrundkonsens, sobald man sich in einer Sprache bewegt. In aktuellen Kommunikationssituationen laufen sie unhinterfragt mit. Wenn man nach ihnen gefragt würde, antwortete man affirmativ.⁷⁹ Obwohl jede einzelne dieser Annahmen prinzipiell überprüft und verworfen werden kann, ist das doch in einer bestimmten Kommunikationssituation immer nur für wenige Meinungen möglich und niemals für alle zusammen. Mit Sprachen erwerben wir also Weltbilder und bilden Lebensformen aus, die weder unveränderlich sind, noch von heute auf morgen umgestürzt werden können. Sie können aber in langfristigen Prozessen durch die Kommunikation der Akteure Schritt für Schritt transformiert werden.

Dieses Modell lässt sich nicht nur auf die Alltagssprache, sondern auch auf spezifischere Sprachen wie zum Beispiel die der Physik, der Politik, der Gesellschaftstheorie oder bestimmte Soziolekte beziehen. Indem man die Fähigkeit erwirbt, an der Kommunikation einer *scientific community*, einer bestimmten sozialen Gruppe oder der Sprachgemeinschaft zu einem bestimmten Problembereich teilzunehmen, eignet man sich zugleich ein spezifisches Wissen über die Welt und die Meinungen der anderen Sprechenden an. Dabei können die Grundannahmen eines Diskurses

in Lehrbüchern festgelegt sein oder sich im allgemeinen Sprachgebrauch entwickelt haben. Bei begrenzten Diskursen kann man die Grundannahmen zwar vielleicht extern mit den Ressourcen der Alltagssprache oder einer anderen Teilsprache insgesamt in Frage stellen oder gar ablehnen. Sobald man sich aber innerhalb eines Diskurses bewegt, ist das nicht mehr möglich. Man kann nur noch einzelne Annahmen auf den Prüfstand stellen und muss dazu eine größere Zahl von Hintergrundannahmen hinnehmen. Die zentralen Annahmen des Diskurses, die seine Identität konstituieren, sind nun gerade jene, die von den meisten implizit oder explizit geteilt werden und deren Infragestellung innerhalb des Diskurses die größten Schwierigkeiten bereitet.

Wenn eine historische Diskursanalyse die Identität eines Diskurses zu bestimmen sucht, sollte folglich zunächst untersucht werden, welches die zentralen, von den meisten für wahr gehaltenen Grundannahmen waren, die ihre Äußerungen kennzeichneten. In einem zweiten Schritt kann es dann darum gehen, auf der Basis dieses Sets von Kernüberzeugungen die wesentlichen Differenzen und Konfliktlinien zu analysieren. Denn aus der Theorie der radikalen Interpretation ergibt sich, dass diese Konflikte erst auf der Basis der gemeinsamen Grundüberzeugungen entstehen konnten.

Wenn man sich für die Veränderung von Diskursen, ihre Vielgestaltigkeit und Heterogenität sowie den genauen Verlauf ihrer Grenzen interessiert, hat die Identifizierung des Diskurses über die konstitutiven Grundannahmen entscheidende Vorteile. Weil das Modell nicht von einer autonomen sprachlichen Ebene zwischen Geist und Welt ausgeht, in der sprachliche Zeichen fixiert sind oder flottieren, erübrigen sich die Probleme, die sich aus dem (post-) strukturalistischen Diskursbegriff ergeben. Die Frage, inwiefern Sprecherinnen und Sprecher durch die Sprachstrukturen in ihrem Verhalten eingeschränkt oder gar festgelegt sind und ob sie überhaupt etwas anderes als das vom Diskurs Vorgegebene sagen können, stellt sich vor dem Hintergrund dieser Bedeutungstheorie wesentlich weniger radikal.⁸⁰ Denn konstitutiv für die Erklärung sprachlicher Bedeutung ist, dass sich die Sprechenden in unproblematischem Kontakt mit anderen Sprechenden sowie der Welt befinden. Sie sind nicht von bestimmten Sprachsystemen versklavt, sondern können ihre Meinungen über die Welt und damit auch die Sprach- und Diskursformationen verändern. Diese sind aber nicht vollkommen in ihre Verfügung gestellt. Denn mit dem Erlernen einer Sprache beziehungsweise eines Diskurses haben sie ein großes Netz von Meinungen erworben, von denen immer nur bestimmte überprüft und verworfen werden können. Diskursveränderungen können also nur in einzelnen Schritten auf der Basis des erlernten Sets erfolgen.⁸¹ Die Analyse von Diskurstransformationen müsste sich also genau auf die Bereiche richten, in denen Sprechende Grundannahmen in Frage stellen und Begriffe umdeuten, um so nachzuzeichnen, wie

sich langsam oder auch abrupt neue Meinungen und Begriffsverständnisse etablieren.

Der zweite entscheidende Vorzug des oben definierten Diskursbegriffs besteht darin, dass er ein internes und inhaltliches Kriterium bereitstellt, um zu bestimmen, ob Texte zu ihm gehören oder nicht. Zum Diskurs gehören alle sprachlichen Äußerungen, welche die ihn konstituierenden Grundannahmen implizit voraussetzen, explizit teilen oder aber kritisieren und zu transformieren suchen. Zum Utopiediskurs in der Weimarer Republik gehörten damit zum Beispiel alle Texte, die Utopien formulierten, sich über das Phänomen des Utopischen positiv oder negativ äußerten oder ein neues Verständnis des Utopiebegriffs vorschlugen. Im Unterschied zu den meisten historischen Diskursanalysen wird der Diskurs also nicht durch externe Kriterien wie seine Träger, seine Publikationsorte oder bestimmte Institutionen definiert. Über die Zugehörigkeit einer Äußerung zum Diskurs entscheidet vielmehr das Kriterium, ob die zentralen Grundannahmen vorkommen oder nicht. Damit sind die Diskursgrenzen zwar insgesamt unbestimmt, lassen sich aber in jedem Einzelfall festlegen.

Um einen Diskurs in seiner Gesamtheit zu erfassen, müsste man folglich alle Texte eines bestimmten Zeitraums daraufhin untersuchen, ob die Grundannahmen in ihnen auftauchen oder nicht. Erst dann wären Aussagen über seine Reichweite und Wirkmächtigkeit zu machen. Angesichts der Masse der Textproduktion ist ein solches Vorgehen nicht möglich. Genau genommen wäre es auch nicht erstrebenswert, weil es von der Illusion eines faktischen Diskurszusammenhanges ausgeht, der abgebildet werden könnte. Das verdeckte die Tatsache, dass die Festlegung der Grundannahmen einer bestimmten Fragestellung folgt und damit immer konstruiert ist. Der Konstruktionscharakter unterscheidet dieses Vorgehen also nicht von der externen Fixierung der Diskursgrenzen. Der Verzicht auf die externe Begrenzung eröffnet jedoch die Möglichkeit, gerade dem vielgestaltigen Charakter des Diskurses in verschiedenen Medien und Quellen nachzugehen. Auf diese Weise soll nicht die Fiktion der Abbildung eines realen Diskurses aufrechterhalten, sondern vielmehr versucht werden, dessen fluiden, heterogenen und oftmals diffusen Charakter zumindest schlaglichtartig zu untersuchen. Es geht also um die Frage, ob man dem Diskurs im Vorhinein externe Grenzen setzt, um ihn als statische Formation möglichst genau zu beschreiben, oder ob man die Struktur seiner Grenzen und ihre ständige Veränderlichkeit zum Gegenstand der Analyse macht.

Diskurse verlören so ihre eindeutig festzulegenden, von anderen institutionell abzugrenzenden Orte, und würden quasi alle zu Interdiskursen. Die Idee der »interdiskursiven Konfigurationen« der Klassifikationsverfahren, die in verschiedenen Diskursen vorkommen, tauchte bereits bei Foucault auf und wurde von dem Literaturwissenschaftler Jürgen Link erweitert.⁸² Link unterscheidet zwischen Spezialdis-

kursen und Interdiskursen, die in verschiedenen Spezialdiskursen auftauchen und sie miteinander vernetzen.⁸³ Nach den bisherigen Überlegungen löst sich diese Differenz jedoch auf. Wenn alle Diskurse durch bestimmte Grundannahmen und nicht durch externe Kriterien konstituiert werden, können sie wie Interdiskurse in anderen Diskursen auftauchen und mit ihnen interferieren. Man kann zwar verschiedene Diskurse anhand der Stärke und Zahl der institutionellen Zentren ausdifferenzieren, aber auch die am stärksten institutionalisierten zeitigen noch weit verzweigte Spuren in verschiedenen Kontexten.

Der ausgehend von Donald Davidsons Interpretationstheorie entwickelte Diskursbegriff liefert also einen begrifflichen Rahmen, innerhalb dessen sowohl die Veränderungen von Diskursen als auch ihre Grenzen empirisch untersucht werden können. Indem man die Grenzen eines Diskurses bestimmt, definiert man zugleich seine Umwelt. Abschließend soll nun noch kurz gezeigt werden, dass die Theorie auch ermöglicht zu entscheiden, was in der Umwelt zum Kontext des Diskurses gehört, das heißt, was für dessen Gestalt und Bedeutung relevant ist.⁸⁴ In der Theoriediskussion der *intellectual history* besteht Dissens darüber, ob Kontexte überhaupt eine Rolle für das Verständnis von Texten und Diskursen spielen. So kritisieren John Patrik Diggins und Mark Bevir die Position der *Cambridge School*, ein Text könne nur durch die genaue Analyse bestimmter Kontexte verstanden werden.⁸⁵ Wie Bevir zeigt, ist die Vergegenwärtigung des sprachlichen Kontextes weder eine notwendige noch eine hinreichende Bedingung des Textverständnisses.⁸⁶ Aber auch wenn man mit Bevir annimmt, dass Verstehen keine Kontextkenntnis benötigt, folgt daraus keine allgemeine Ablehnung der Kontextanalyse. Denn die Aufgabe der *intellectual history* besteht nicht nur darin, historische Texte zu verstehen. Über das pure Textverständnis hinaus muss auch geklärt werden, warum etwas zu einem bestimmten Zeitpunkt von einer Person oder Gruppe formuliert wurde und nicht etwas Anderes. Dazu ist es unerlässlich, die jeweils relevanten Kontexte in Betracht zu ziehen, wie auch Bevir zugesteht. Der Kontextualismus ist also eine Lehre des Erklärens und nicht des Verstehens.⁸⁷

In der konkreten historischen Arbeit stellt sich jedoch die Frage, welche Kontexte man zur Erklärung diskursiver Formationen heranziehen soll. Es wäre nicht falsch, die ganze Welt als relevanten Entstehungskontext für einen Diskurs anzugeben, aber man hätte damit nichts erklärt, weil sie für jeden anderen Diskurs gleichermaßen relevant ist. Daher müssen spezifischere Kontexte definiert und in eine überprüfbare Beziehung zur Entstehung der untersuchten Diskursformation gebracht werden. Das ist schwierig, wenn man Diskurse im Sinne Michel Foucaults als unpersönliche sprachliche Ordnungen versteht. Denn aus einem solchen Diskursbegriff ergeben sich keine klaren Kriterien für die Zuschreibung bestimmter Kontexte, so dass die Kontextanalyse immer einen hohen Beliebigkeitsgrad aufweist. Versteht man Diskurse

hingegen grundsätzlich als Produkt von Autorinnen und Autoren mit bestimmten Intentionen, Interessen, Erfahrungshorizonten und Wahrnehmungsräumen, so kann man über die Sprechenden ein Kriterium für die Kontextanalyse ableiten. Nur solche Faktoren sollten als erklärende Kontexte gelten, welche die Diskursteilnehmenden beeinflusst haben oder von ihnen wahrgenommen worden sein könnten.

Fazit

Donald Davidson entwirft eine Sprachtheorie, die Bedeutung über die konkreten Kommunikationspraktiken der Sprechenden erklärt, ohne dabei in »die alten Fallen der Subjektphilosophie« (Philipp Sarasin) zu tappen. Die Theorie liefert damit einen theoretischen Rahmen, innerhalb dessen Diskurse als historische Sprachzusammenhänge begriffen werden können, die durch ein Set von Grundannahmen der an ihnen Beteiligten konstituiert werden. Auf diese Weise verliert der Diskurs seinen statischen und eindeutig lokalisierbaren Charakter, der ihn oft als bewusstseinsbestimmend erscheinen ließ. Die Theorie ermöglicht so gerade die empirische Untersuchung der Heterogenität der Diskurse und der Fragilität ihrer Grenzen sowie ein Verständnis ihrer langsamen Transformationen. Darüber hinaus löst die Reintegration der Akteure die Diskursanalyse aus ihrer oft eindimensionalen Sprachfixierung und öffnet sie für eine sozial- und kulturgeschichtliche Untersuchung der Sprechenden. Diskursgeschichte stünde somit nicht losgelöst neben den anderen Teildisziplinen der Geschichtswissenschaften, sondern könnte mit ihnen zusammengeführt werden.

Anmerkungen

- 1 Siehe zum Beispiel Peter Schöttler, Mentalitäten, Ideologien, Diskurse. Zur sozialgeschichtlichen Thematisierung der »dritten Ebene«, in: Alf Lüdtke, Hg., Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt am Main u. New York 1989, 85-136, hier 102; Achim Landwehr, Geschichte des Sagbaren. Einführung in die historische Diskursanalyse, Tübingen 2001, 65 f.; Ludolf Herbst, Komplexität und Chaos. Grundzüge einer Theorie der Geschichte, München 2004, 154-162. Für Anmerkungen und Kritik danke ich Christoph Kamissek, Philipp Müller, Benno Nietzel, Martin Urmann und Ulrike Schaper.
- 2 So auch Peter Kohlhaas, Diskurs und Modell. Historische und systematische Aspekte des Diskursbegriffs und ihr Verhältnis zu einer anwendungsorientierten Diskurstheorie, in: Heinz-Ulrich Nenzen, Hg., Diskurs. Begriff und Realisierung, Würzburg 2000, 29-56, hier 30.
- 3 Dietrich Busse u. Wolfgang Teubert, Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik, in: dies. u. Fritz Hermanns, Hg., Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik, Opladen 1994, 10-28, hier 7.
- 4 Dazu Wallace Chafe u.a., Discourse, in: International Encyclopedia of Linguistics, Bd. 1, New York u. Oxford 1992, 355-371; A. McHoul, Discourse, in: The Encyclopedia of Language and Linguistics, Bd. 2, Oxford 1994, 940-949; Reiner Keller u.a., Zur Aktualität sozialwissenschaftlicher Diskurs-

- analyse. Eine Einführung, in: dies., Hg., Handbuch sozialwissenschaftlicher Diskursanalyse, Bd. 1: Theorien und Methoden, Opladen 2001, 7-27, hier 9; so definiert auch Roland Barthes, *Historie und ihr Diskurs*, in: *Alternative* 11 (1968), 171-180, hier 171.
- 5 Ähnlich argumentiert auch Schöttler, *Mentalitäten*, wie Anm. 1.
 - 6 Siehe dazu klassisch Richard Rorty, Hg., *The Linguistic Turn. Recent Essays in Philosophical Method*, Chicago 1967; sowie zu Theorie und Methode der *intellectual history* nach dem *linguistic turn* Dominick LaCapra u. Steven Kaplan, Hg., *Modern European Intellectual History. Reappraisals and New Perspectives*, Ithaca u. London 1982; John E. Toews, *Intellectual History after the Linguistic Turn. The Autonomy of Meaning and the Irreducibility of Experience*, in: *The American Historical Review* 92 (1987), 879-907; Anthony Pagden, *Rethinking the Linguistic Turn. Current Anxieties in Intellectual History*, in: *Journal of the History of Ideas* 49 (1988), 519-529; David Harlan, *Intellectual History and the Return of Literature*, in: *The American Historical Review* 94 (1989), 581-609; Günther Lottes, »The State of the Art«. Stand und Perspektiven der »intellectual history«, in: Frank-Lothar Kroll, Hg., *Neue Wege der Ideengeschichte. Festschrift für Kurt Kluxen zum 85. Geburtstag*, Paderborn u.a. 1996, 27-45.
 - 7 Siehe Helge Schalk, *Diskurs. Zwischen Allerweltswort und philosophischem Begriff*, in: *Archiv für Begriffsgeschichte* 40 (1997/98), 56-104 und auch Kohlhaas, *Diskurs*, wie Anm. 2.
 - 8 Siehe die Unterscheidungen bei Toews, *Intellectual History*, wie Anm. 6, 889 f.; Keller, *Aktualität*, wie Anm. 4, 9; Peter Schöttler, *Wer hat Angst vor dem »linguistic turn«?*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 23 (1997), 134-151, hier 138 f.; Lottes, *State*, wie Anm. 6, 43-45 und *passim*.
 - 9 Siehe Landwehr, *Geschichte*, wie Anm. 1, 75.
 - 10 So auf der Basis von Habermas' *Erläuterungen zur Diskursethik* Schöttler, *Angst*, wie Anm. 8, 138.
 - 11 Ebd., 139.
 - 12 Jürgen Habermas, *Wahrheitstheorien* (1972), in: *Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns*, Frankfurt am Main 1995, 127-186, hier 130.
 - 13 Ebd.; siehe auch Jürgen Habermas, *Die Theorie des kommunikativen Handelns*, Bd. 1, Frankfurt am Main 1995 (basiert auf der 4., durchges. Auflage v. 1987), 39.
 - 14 Ebd., 138.
 - 15 So formuliert Schöttler, *Mentalitäten*, wie Anm. 1, 102 und in seiner Nachfolge viele andere Autoren.
 - 16 Habermas, *Theorie*, wie Anm. 13, 71.
 - 17 Landwehr, *Geschichte*, wie Anm. 1, 74 f. In diese Richtung deuten auch die Hinweise von Schöttler, *Angst*, wie Anm. 8, und ders., *Mentalitäten*, wie Anm. 1.
 - 18 Max Weber, *Die »Objektivität« sozialwissenschaftlicher Erkenntnis*, in: Johannes Winkelmann, Hg., *Soziologie, Universalgeschichtliche Analysen und Politik*, 5., überarb. Auflage, Stuttgart 1973, 187-262, v.a. 233-235; dazu auch Herbst, *Komplexität*, wie Anm. 1, 99-108.
 - 19 Weber, »Objektivität«, wie Anm. 18, 240-246.
 - 20 Stephen Toulmin, *The Uses of Argument*, Cambridge 1958; Habermas, *Wahrheitstheorien*, wie Anm. 12, 161-170.
 - 21 Zusammenfassend siehe Eckhart Hellmuth u. Christoph von Ehrenstein, *Intellectual History made in Britain. Die Cambridge-School und ihre Kritiker*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 27 (2001), 149-172; Landwehr, *Geschichte*, wie Anm. 1, 40-45; und Lottes, *State*, wie Anm. 6, 39-42.
 - 22 Siehe auch Lutz Raphael, *Diskurse, Lebenswelten und Felder. Implizite Vorannahmen über das soziale Handeln von Kulturproduzenten im 19. und 20. Jahrhundert*, in: Wolfgang Hardtwig u. Hans-Ulrich Wehler, Hg., *Kulturgeschichte Heute*, Göttingen 1996, 165-181, hier 170 f. Siehe zu den Unterschieden und Gemeinsamkeiten von Pocock und Skinner zudem Mark Bevir, *The role of contexts in understanding and explanation*, in: Hans Erich Bödeker, Hg., *Begriffsgeschichte, Diskursgeschichte, Metapherngeschichte*, Göttingen 2002, 159-208, hier 165-173
 - 23 So in dem klassischen Aufsatz von Quentin Skinner, *Meaning and Understanding in the History of Ideas*, in: *History and Theory* 8 (1969), 3-53; siehe dazu John L. Austin, *How to do things with words. The William James Lectures delivered at Harvard University in 1955*, Oxford 1962; John Searle, *Speech acts. An essay in the philosophy of language*, Cambridge 1969.
 - 24 Intentionen sind bei Skinner wie schon bei Austin und Searle keine obskuren mentalen Entitäten, die unabhängig von den Handlungen und ihnen vorgängig wären, sondern sie liegen in den Hand-

- lungen selbst und müssen aus diesen erschlossen werden. Quentin Skinner, *Motives, intentions and interpretation*, in: *Visions of politics*, Cambridge 2002, 90-102, hier 96-99.
- 25 Skinner, *Meaning*, wie Anm. 23, 38; siehe ausführlicher ders., *Motives*, wie Anm. 24.
 - 26 John G. A. Pocock, *Concepts and discourses: A difference in culture? Comment on a paper by Melvin Richter*, in: Hartmut Lehmann und Melvin Richter, Hg., *The meaning of historical terms and concepts. New studies on Begriffsgeschichte*, Washington 1996, 47-58, 47.
 - 27 Siehe [ohn] G. A. Pocock, *The concept of language and the *métier d'historien*. Some considerations on practice*, in: Anthony Pagden, Hg., *The languages of political theory in early modern Europe*, Cambridge 1987, 19-38; ders., *Languages and their implications. The transformation of the study of political thought*, in: *Politics, language and time. Essays on political thought and history*, London 1989, 3-41, hier 13-15, 25 f. u. 28 f.
 - 28 Siehe Harlan, *History*, wie Anm. 6, 586.
 - 29 Zu den sprachphilosophischen Konsequenzen der Malapropismen siehe ausführlich Donald Davidson, *A nice derangement of epitaphs*, in: Ernest LePore, Hg., *Truth and interpretation. Perspectives on the philosophy of Donald Davidson*, Oxford 1986, 433-446. Dieser schließt aus der Tatsache, dass wir oft dazu in der Lage sind, Versprecher unmittelbar zu verstehen: »What interpreter and speaker share, to the extent that communication succeeds, is not learned and so it is not language governed by rules or conventions known to speaker and interpreter in advance; but what the speaker and interpreter know in advance is not (necessarily) shared, and so is not a language governed by shared rules or conventions.« Ebd., 445.
 - 30 Dazu Christof Dipper, *Die »Geschichtlichen Grundbegriffe«*. Von der Begriffsgeschichte zur Theorie der historischen Zeiten, in: *Historische Zeitschrift* 270 (2000), 281-308; zur Erweiterung der Begriffsgeschichte siehe Dietrich Busse, *Historische Semantik. Analyse eines Programms*, Stuttgart 1987.
 - 31 Landwehr, *Geschichte*, wie Anm. 1, 75-89; Philipp Sarasin, *Diskurstheorie und Geschichtswissenschaft*, in: Reiner Keller u.a., Hg., *Handbuch sozialwissenschaftlicher Diskursanalyse*, Bd. 1: *Theorien und Methoden*, Opladen 2001, 53-79, v. a. 60-62.
 - 32 Zu den Unklarheiten des Begriffs Manfred Frank, *Zum Diskursbegriff bei Foucault*, in: Jürgen Fohrmann u. Harro Müller, Hg., *Diskurstheorien in der Literaturwissenschaft*, Frankfurt am Main 1988, 25-44.
 - 33 Michel Foucault, *Archäologie des Wissens*, 8. Auflage, Frankfurt am Main 1997 (1. Auflage, Paris 1969), 34-40. Dazu auch Lottes, *State*, wie Anm. 6, 35.
 - 34 Foucault, *Archäologie*, wie Anm. 33, 41.
 - 35 Ebd., 42.
 - 36 Ebd., 58.
 - 37 Michel Foucault, *Die Ordnung des Diskurses*, Frankfurt am Main 1991 (1. Auflage, Paris 1972), 11, 16 f. u. 25 f.
 - 38 Siehe z.B. ebd., 11, 31 u. 34.
 - 39 So urteilt auch Ian Maclean, *The process of intellectual change. A post-Foucauldian hypothesis*, in: John Neubauer, Hg., *Cultural history after Foucault*, Berlin u. New York 1999, 163-176, hier 166.
 - 40 Toews, *History*, wie Anm. 6, 890 fasst die Position Foucaults verkürzt, aber nicht entstellend zusammen: »Discourses are identified as archaeological recoverable, objectively describable ›systems of statements‹ related according to rules and procedures that rigorously determine what can be said and how it can be said.«
 - 41 Pagden, *Rethinking*, wie Anm. 6, 521.
 - 42 Michel Foucault, *What is an author?*, in: Paul Rabinow, Hg., *The Foucault reader*, London 1984, 101-120, v. a. 118 f.
 - 43 Ebd.; siehe auch Uwe Japp, *Der Ort des Autors in der Ordnung des Diskurses*, in: Jürgen Fohrmann u. Harro Müller, Hg., *Diskurstheorien in der Literaturwissenschaft*, Frankfurt am Main 1988, 223-234.
 - 44 Michel Foucault, *Politics and the study of discourse*, in: Graham Burchell u.a., Hg., *The Foucault-effect. Studies on governmentality*, London 1991, 53-72, hier 58.
 - 45 Ebd., v. a. 55-59.

- 46 Ernesto Laclau, Discourse, in: Robert E. Goodin u. Philip Pettit, Hg., A companion to contemporary political philosophy, Oxford 1993, 431-437, hier 435. Siehe auch Jacob Torfing, New theories of discourse. Laclau, Mouffe and Žižek, Oxford 1999, 86 f. u. 99 f.
- 47 So Laclau, Discourse, wie Anm. 46, 436. Siehe als luzide Darstellung der Wende Landwehr, Geschichte, wie Anm. 1, 83-89.
- 48 Siehe die Kritik bei Chris Lorenz, »You got your history, I got mine«. Some reflections on truth and objectivity in history, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 10 (1999), 563-584.
- 49 Gabriele Metzler, Konzeptionen politischen Handelns von Adenauer bis Brandt. Politische Planung in der pluralistischen Gesellschaft, Paderborn u.a. 2005, 20; Lottes, State, wie Anm. 6, 44 f.; Raphael, Diskurse, wie Anm. 22, 169 u. passim.
- 50 Siehe die auf Interview-Aussagen Foucaults basierende Definition bei Schöttler, Angst, wie Anm. 8, 139; ders., Sozialgeschichtliches Paradigma und historische Diskursanalyse, in: Jürgen Fohrmann u. Harro Müller, Hg., Diskurstheorien in der Literaturwissenschaft, Frankfurt am Main 1988, 159-199, hier 164. Als empirisches Beispiel siehe Anson Rabinbach, The human motor. Energy, fatigue, and the origins of modernity, Berkeley 1990, 17.
- 51 Philipp Sarasin, Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765-1914, Frankfurt am Main 2001, 95-172.
- 52 Siehe die theoretischen Ausführungen Philipp Sarasin, Subjekte, Diskurse, Körper. Überlegungen zu einer diskursanalytischen Kulturgeschichte, in: Wolfgang Hardtwig u. Hans-Ulrich Wehler, Hg., Kulturgeschichte Heute, Göttingen 1996, 131-164, hier 132; ders., Diskurstheorie, wie Anm. 31, 53-79; sowie die überarbeitete Fassung ders.: Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse, in: Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse, Frankfurt am Main 2003, 10-60, hier 28.
- 53 Ebd., 34 f.
- 54 Sarasin, Subjekte, wie Anm. 52, 142.
- 55 Sarasin, Geschichtswissenschaft, wie Anm. 52, 51.
- 56 Ebd., 54. Als konkrete Umsetzung eines in ähnlicher Weise eingeschränkten Subjektivitätsbegriffs, der die Handlungsmöglichkeiten von Subjekten trotz der Prägung durch Diskursstrukturen garantieren soll, siehe Kathleen Canning, Feminist history after the linguistic turn. Historicizing discourse and experience, in: Signs. Journal of Women in Culture and Society 19 (1994), 368-404. Diese überzeugende Untersuchung der *agency*-Potenziale von Arbeiterinnen in der Weimarer Republik zeigt zugleich die begrifflichen und theoretischen Schwierigkeiten, die die Umsetzung dieses Programms erzeugt.
- 57 Daran ändert auch der Verweis auf Lacans Kategorie des »Begehrens« nichts, das mehr sein müsste als eine unbewusste Macht zwischen Körper und Diskurs, um die *agency* der Subjekte zu konstituieren. Ganz abgesehen davon scheint es mir problematisch zu sein, die Geschichtswissenschaft zur Psychoanalyse umzuformen.
- 58 Sarasin, Subjekte, wie Anm. 52, 148.
- 59 Sarasin, Maschinen, wie Anm. 51, 149-155.
- 60 Ebd., 150 f.
- 61 Sarasin, Subjekte, wie Anm. 52, 148.
- 62 Mit ähnlicher Stoßrichtung argumentierte bereits Norman Fairclough, Language and power, Essex 1989. Jüngst forderten auch Thomas Welskopp und Willibald Steinmetz beim Sommerkurs *des Berliner Kollegs für vergleichende Geschichte Europas* »Nach dem *linguistic turn*: Sprache, Begriff und Perspektivität als methodische Probleme vergleichender Geschichtswissenschaft« einen pragmatischeren, die Akteure einbeziehenden Sprachbegriff.
- 63 Insbesondere wegen der oft formallogischen Argumentation sind die Schriften von Quine und Davidson etwas schwer zugänglich. Als gute Einführungen siehe Geert Keil, Quine zur Einführung, Hamburg 2002; Kathrin Glüer, Donald Davidson zur Einführung, Hamburg 1993.
- 64 Siehe die klassischen Überlegungen in Willard Van Orman Quine, Word and object, Cambridge (Mass.) 1960 und ders., The roots of reference, La Salle (Ill.) 1974; sowie die kürzeren Fassungen bei Donald Davidson, On Quine's philosophy, in: Theoria 60 (1994), 184-192, hier 188 und ders., Quine's externalism, in: Hans-Johann Glock u.a., Hg., Fifty years of Quine's *Two Dogmas* (Grazer Philosophische Studien, 66), Amsterdam u. New York 2003, 281-297.
- 65 Quine, Word, wie Anm. 64, IX, 26-79.

- 66 Siehe z.B. Willard Van Orman Quine, *Pursuit of truth*, 2. Auflage, Cambridge (Mass.) 1992, 52 f.
- 67 Quine, *Word*, wie Anm. 64, 28 ff.
- 68 Davidsons Interpretationstheorie ähnelt in diesem Punkt der Hermeneutik Hans-Georg Gadamer.
- 69 Donald Davidson, *Radical interpretation*, in: *Inquiries into truth and interpretation*, Oxford 1984, 125-140, 137. Diese Äußerung klingt zunächst wie Kulturimperialismus. Dabei ist jedoch zu bedenken, dass es um sehr basale Standards logischer Konsistenz geht, ohne die Interpretationsprozesse nicht möglich sind. In der Tat hat das Argument aber anti-kulturrelativistische Implikationen. Diese werden ausbuchstabiert in Donald Davidson, *On the very idea of a conceptual scheme*, in: *Inquiries into truth and interpretation*, Cambridge 1984, 183-198 oder ders., *Seeing through language*, in: John Preston, Hg., *Thought and language*, Cambridge 1997, 15-28.
- 70 Siehe dazu Quine, *Pursuit*, wie Anm. 66, 31-36. Willard Van Orman Quine, *From stimulus to science*, Cambridge (Mass.) 1995, 75-81. Dies folgt aus den so genannten *proxy functions*. Denn »a language-wide one-to-one reassignment of values to our variables has no effect on the truth or falsity of our statements«; ebd., 75.
- 71 Donald Davidson, *Meaning truth and evidence*, in: Robert B. Barrett u. Roger F. Gibson, Hg., *Perspectives on Quine*, Cambridge (Mass.) 1990, 68-80, hier 72 f. In den Fragen der Bedeutungstheorie schwenkt Quine später auf Davidsons Position ein. Willard Van Orman Quine, *Progress on two fronts*, in: *The Journal of Philosophy* 93 (1996), 471-488.
- 72 Zum Konzept der Triangulation siehe vor allem Donald Davidson, *Three varieties of knowledge*, in: Phillips Griffiths, Hg., *A. J. Ayer Memorial Essays*, Cambridge 1991, 153-166, hier 159 f.
- 73 Siehe Quine, *Roots*, wie Anm. 64.
- 74 Donald Davidson, *The second person*, in: *Midwest Studies in Philosophy* 17 (1992), 255-266, hier 263.
- 75 Davidson, *Varieties*, wie Anm. 72, 164-166; ders., *What thought requires*, in: Joao Branquinho, Hg., *The foundations of cognitive science*, Oxford 2001, 121-132.
- 76 So argumentiert im Anschluss an Davidson und Quine ebenfalls Bevir, *Role*, wie Anm. 22, 182.
- 77 Donald Davidson, *Epistemology externalized*, in: *Dialectica* 45 (1991), 191-202, hier 183 f.
- 78 Davidson, *Idea*, wie Anm. 69, 197.
- 79 Etwas Ähnliches bezeichnet Jürgen Habermas mit dem »Begriff der Lebenswelt«, die aus »unproblematischen Hintergrundüberzeugungen« besteht und die »vorgetane Interpretationsarbeit vorangegangener Generationen« speichert. Habermas, *Theorie*, wie Anm. 13, 107, 123, 150 u. ebd., Bd. 2, 182-228.
- 80 Der Vorteil zeigt sich darin, dass die Davidsonianische Theorie ohne den Begriff der Regel auskommt, dessen Paradoxa zwischen regelhaftem und regelgeleitetem Verhalten die Philosophie nach Wittgenstein lange beschäftigt haben. Davidson, *Person*, wie Anm. 74, 257-161 und Davidson, *Derangement*, wie Anm. 29.
- 81 Ein ähnliches Bild auch unter Bezug auf Davidson entwirft Bevir, *Role*, wie Anm. 22, 189.
- 82 Jürgen Link, *Literaturanalyse als Interdiskursanalyse*. Am Beispiel des Ursprungs literarischer Symbolik in der Kollektivsymbolik, in: Jürgen Fohrmann u. Harro Müller, Hg., *Diskurstheorien in der Literaturwissenschaft*, Frankfurt am Main 1988, 284-310; Axel Drews, Ute Gerhard u. Jürgen Link, *Moderne Kollektivsymbolik*, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* (1985), Sonderheft 1, 256-295.
- 83 Diese Unterscheidung übernimmt auch Philipp Sarasin, der den populärwissenschaftlichen Diskurs als Interdiskurs im von ihm untersuchten Hygienesdiskurs begreift. Sarasin, *Maschinen*, wie Anm. 51, 136.
- 84 Siehe zum Kontextbegriff die Definition von U[ta] M. Quasthoff, *Context*, in: *The Encyclopedia of Language and Linguistics*, Bd. 2, Oxford u.a. 1994, 730-737, hier 730 f.
- 85 Mark Bevir, *The errors of linguistic contextualism*, in: *History and Theory* 31 (1992), 276-298; John Patrick Diggins, *The oyster and the pearl*. The problem of contextualism in intellectual history, in: *History and Theory* 23 (1984), 151-169, hier 156.
- 86 Bevir, *Errors*, wie Anm. 85, 291.
- 87 Bevir, *Role*, wie Anm. 22, 177-180. Der Fehler der *Cambridge School* besteht nach Bevir darin, den Kontextualismus zu einer »logic of discovery« zu hypostasieren, obwohl er nur nützliche heuristische Maximen für das Verstehen liefert.